

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 103. Bromberg, den 17. Mai 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Da Herr Busacker Partei war, hielt Moormann es nicht für angebracht, seine Erwiderung zu beachten.

„Mit Herrn Busacker mich zu streiten über sein Narrenreis, dazu habe ich keine Veranlassung. Ich bitte das Kollegium um Stellungnahme, vor allem Herrn Schulleiter."

Körner holte den Amtskneifer hervor und trat dienstlich an den Tisch.

„Mich freut es, daß die Angelegenheit zur Sprache gekommen ist. Ich bin in der Lage, noch eine ergänzende Mitteilung zu machen."

Er machte eine Kunstpause, um die Erwartung zu steigern. Aber nur Laubengrund sah ihn neugierig an.

„Heute morgen habe ich ein dienstliches Schreiben vom Herrn Bürgermeister bekommen, in dem ich aufgefordert werde, mich zu erklären, weshalb ich die Scheibe nicht aus meinem Dispositionsfonds bezahlt habe. Ich habe nach dem Schreiben fast den Eindruck, als ob Herr Busacker sich über mich beschwert hat. Sie haben etwas zu sagen, Herr Busacker?"

„Zweierlei möchte ich richtigstellen. Zunächst ist es nicht Ihr Dispositionsfonds, sondern er gehört der Schule. Zweitens sind Sie durch das Schreiben falsch beeindruckt worden. Als ich mich auf der Registratur meldete, fragte Herr Braun mich —"

Körner zog die Augenbrauen schmerzlich zusammen, weil der Angeklagte den Titel des Stadtoberhauptes weggelassen hatte.

„— weshalb diese Kleinigkeiten nicht aus dem Schulfonds beglichen würden. Da mußte ich ihm natürlich sagen, daß Sie die Bezahlung abgelehnt hätten. Ich bin also kein Denunziant, Herr Körner, wie Sie anzunehmen scheinen. Es mag noch interessieren, daß der Bürgermeister aus seinem Privatvermögen einen Beitrag für die Scheibe gestiftet hat."

Herr Körner schwieg betreten. Es galt den Gaul herumzuwerfen. Offenbar hatte Busacker schon Beziehungen zum Bürgermeister. Da hieß es vorsichtig sein.

„Es hat mir durchaus ferngelegen, Herrn Busacker, unserm verehrten Kollegen, den häßlichen Vorwurf der Denunziation zu machen. Die Angeberei ist ein Gewächs, das noch niemals in diesem Raum gediehen ist, es wird, dessen bin ich sicher, auch in Zukunft bei uns keine Wurzeln schlagen. Das vorweg. Zur Sache selbst möchte ich mich nicht weiter äußern, bitte vielmehr die Damen und Herren um Stellungnahme zum Antrage des Herrn Moormann. Mir wäre damit gedient, wenn die Angelegenheit ruhig und ohne persönliche Schärfe zum Austrag gebracht werden könnte."

Er wollte zurücktreten, um neue Kämpfer an die Schranken treten zu lassen, da fiel ihm ein Gedanke ein. Noch einmal setzte er den Kneifer aufs Nasenbein. „Um ordnungsgemäß vorzugehen, ist es wohl am besten, daß das jüngste Mitglied des Kollegiums sich zuerst äußert. Darf ich also bitten, Fräulein Fahnert!"

„Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter!" flüsterte Heiden ihr durch die hohle Hand zu. Sie konnte sich nicht besinnen, wovon die Rede gewesen war, denn sie hatte sich im stillen ausgerechnet, ob die Kasse reichte zu einer sommerlichen Alpenfahrt, wenn sie auf ein neues Kostüm verzichtete. „Es wird gehen", stammelte sie, als sie die Augen aller auf sich gerichtet sah.

„Was wird gehen, Fräulein Fahnert? Wir bitten Sie um Ihre Erklärung zum Falle Busacker. Der Kürze halber darf ich mich wohl so ausdrücken, Herr Kollege!"

„Ich — ich habe nichts zu erklären —" Hilflos, als sei sie nicht Richterin, sondern Angeklagte, blickte die junge Kollegin sich um.

„Es soll Ihnen unbenommen sein, sich neutral zu verhalten. Dann käme also Herr Laubengrund."

Laubengrund verdarb es am liebsten mit keinem. „Ich stehe auf dem Standpunkt von Fräulein Fahnert."

„Dor sind Sie aus gut aufgehoben!" Es war Herr Heiden, der mit dieser unsachlichen Bemerkung die Debatte störte.

„Fräulein Bernhöft, wie stehen Sie zu der angeregten Frage?"

„Theater!"

Körner war verblüfft, blickte sich um nach Moormann, doch dieser studierte die Aststellen auf dem Fußboden.

„Möchten Sie sich etwas deutlicher aussprechen, Fräulein Bernhöft!"

„Das soll geschehen. Ich meine, daß es Theater ist, was wir hier augenblicklich aufführen. Ich schäme mich vor Herrn Busacker. Für große Kinder muß er uns halten."

„Nun bin ich wohl der nächste, Herr Körner," sagte Heiden in verbindlicher Freundlichkeit. „Es bleibt mir nur noch übrig, das Theaterstück, von dem Fräulein Bernhöft eben sprach, genauer zu beschreiben. Es gehört, soviel ich von Kunst verstehe, in die Abteilung der Komödien. Meine Höflichkeit verbietet mir, die Rollenbesetzung dem Publikum bekannt zu machen."

Körner schluckte. Es war am geratensten, Heiden mit gleicher Münze zu bedienen.

„Sie werfen uns halbe Ungezogenheiten an den Kopf. Das ist ein Vorrecht, das Sie sich mit den Jahren erworben haben —"

„Keine Beschönigungen, Herr Körner! Es war eine voll ausgewachsene Ungezogenheit."

Körner fand es geraten, zur Sache zurückzukommen. „Wenn ich die Meinung des Kollegiums recht verstanden habe, ist der Vorschlag von Herrn Moormann abgelehnt. Um aber noch die Form zu wahren, bitte ich um Abstimmung. Wer für Herrn Moormanns Anregung ist, möge die Hand erheben."

Nur eine Hand schnellte in die Höhe: Busackers.

Moormann trat drei Schritte auf ihn zu. Blaue Adern lagen am Halse. „Herr, Sie sind —"

„Nein Herr Moormann, es ist keine Frechheit. Nur aus Freude an einem guten Spaß habe ich dafür gestimmt."

Wütend verließ Moormann das Zimmer.

„Ich stelle die Ablehnung des Antrages fest," sagte Körner und eilte dem Beleidigten nach.

Heiden hob schmerzlich die Augen gen Himmel. „Mir ahnt etwas: es kommt die kaiserlose, die schreckliche Zeit!"

„Das heißt?" fragte Busacker.

„Menschenskind, das heißt, daß wir Waisenkinder werden, Küken ohne Henne, Schwert ohne Knauf, Kirche ohne Turm, — mir wollen im Augenblick nicht mehr Bilder einfallen."

„Sie genügen noch immer nicht zur Aufhellung meines dunklen Innern."

„Also vernehmen Sie gefaßten Mutes die harte Wirklichkeit: Tage werden vergehen, ehe Kollege Moormann

diesen Raum, der unsere Schmähworte gehört hat, wieder betritt. Für uns sind es Tage der Buße und der inneren Sammlung."

„So arg schlimm scheint es mit Ihrer Bußbereitschaft nicht zu sein," antwortete Busacker. „Trotzdem bedaure ich, gleich im Anfang meines Hierseins Herrn Moormann erzürnt zu haben. Mit Absicht habe ich diese unerquickliche Szene nicht herbeigeführt."

„Inwiefern unerquicklich?" fragte Fräulein Bernhöft. „Ohne diese sogenannten Szenen ist es bei uns zum Auswachsen langweilig. Aus ihnen holen wir uns neuen Lebensmut. Hoffentlich hören unsere Wände noch oft ähnliche Dinge. Sonst komme ich morgen um meine Pensionierung ein."

„Um mich jagdlich auszudrücken: Sie scheinen das Schulleben von einer Art Hochsitz anzusehen?"

„Den ich Ihnen empfehlen kann. Er ist nämlich mückenfrei."

Heiden wuchtete seine zwei Zentner vom Stuhle empor. „Ich wollt', es wären immer Pausen! Dann ließe ich mir die Schulmeisterei noch gefallen." Er blickte auf Busacker. „Nehmen Sie den Fall nicht tragisch. In wenigen Tagen ist alles wieder in Butter."

„Ich soll jetzt in meiner Klasse das Wildschwein behandeln", sagte Fräulein Bernhöft und hielt sich noch eine Weile an der Stuhllehne fest. „Hab zwar noch nie eins gesehen, aber es gibt kein Sträuben, alldieweil es nun einmal vorgeschrieben ist in unserer Gesetzsammlung, die man schamhaft Lehrplan nennt."

„Einen Augenblick, Herrschaften!" rief Heiden und hielt noch schnell eine Lehrprobe ab.

„Annemarie Fahnert, wie heißt die schlimmste Sorte aller Schulmeister, die wir nicht dulden wollen in unseren Hallen, solange noch ein Stein auf dem andern steht?"

„Nußknacker, Herr Lehrer!"

„Gut! Du hast achtgegeben auf meinen bisherigen Unterricht. Und Klara Bernhöft, welches sind die, die man Nußknacker nennet?"

„Die Korrekten und Sauberen und Langweiligen, Herr Lehrer!"

„Auch gut, Mädchen! Und was sagt die Schrift von diesen Nußknackern? Knabe Laubengrund soll antworten!"

Fehlerlos konnte Laubengrund die Stelle herschnurren: „Es wäre besser, daß ein Mühlstein um ihren Hals gehänget würde und sie würden ersäufet im Meere, wo es am tiefsten ist!"

„Prächtig habt ihr eure Sache gemacht, Kinder! Setzt euch alle einen hinauf!"

Lachend verschwand er in seiner lärmenden Klasse.

IV.

Jubiläum.

Frau Körner war sehr in Aufregung. Ihr Mann feierte den Tag, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren zum erstenmal vor eine Klasse getreten war, und zum Abend hatte sie die Mitglieder des Kollegiums zum Essen geladen. Eigentlich hätte sie sich auch in Feststimmung befinden müssen, denn was ihren Mann betraf, ging auch sie an. Aber sie hatte zuviel im Kopf, den Braten und die Nachspeise und die Tischordnung und hundert Kleinigkeiten. Als der Braten schon schmorte, waren ihr Bedenken gekommen, ob er reichte, und das Mädchen hatte noch zwei Pfund nachholen müssen; denn von Heiden zum Beispiel wußte sie, daß er wie ein Scheunendrescher aß. Der Apfelsinensalat war zu süß geraten, dafür gab es nun Pudding. Busacker durfte nicht in der Nähe von Moormann sitzen, denn wenn sich auch der tiefe Riß, entstanden durch das unglückselige Inserat, etwas geschlossen hatte, so war doch bei Herrn Moormann eine berechtigte Mißstimmung zurückgeblieben. Über die Vorgänge im Kollegium war Frau Körner genau orientiert. Jeden Mittag mußte ihr Mann ihr Bericht erstatten.

„Ob wohl jemand eine Tischrede halten wird?" fragte sie ihren Mann, als sie die Blumen und die Gedecke zurechtrückte.

„Weiß ich nicht. Soll mir auch gleich sein."

Ihr war das lange nicht gleich. Ihr Mann hatte es verdient, daß man ihn ehrte. Vielleicht sagte Heiden ein paar anerkennende Worte. Dann wollte sie ihm seine losen Reden verzeihen, über die sie sich schon oft hatte ärgern müssen.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Nach dem Kalbsbraten schlug Heiden an sein Glas. Mit todernstem Gesicht, der Bedeutung des Festes angemessen, stand er und wartete, bis das letzte Klappern der Messer und Gabeln versickert war.

„Gemeine Bande! — — — umschließen uns!"

Frau Körner kehrte langsam das Blut zurück. Es war ein Wunder, daß sie keinen Herzschlag bekommen hatte. Auch die entsetzten Gesichtszüge der Gäste wurden wieder normal. Herr Moormann verstand sich zu einem dünnen Lächeln.

„Diese wirkungsvolle, sachliche Einstimmung verdanke ich dem Reichsbändiger Bismarck. Aus Pietät habe ich sie gewählt und meine eigene Idee zurückgestellt. Ursprünglich wollte ich nämlich beginnen: Mir ist vom Kollegium der ehrenvolle Auftrag geworden usw. Auch diese Einstimmung ist sachlich richtig, wenn sie auch nicht den Reiz der Neuheit hat. Doch das hat sie mit den meisten Menschen gemein.

Herrn Laubengrund bitte ich, nicht an die Beethovensche Neunte zu denken, sondern auf meine Worte zu achten, damit er lernt, wie eine Rede aufgebaut sein will.

Und Fräulein Bernhöft darf mich nicht so enthusiasmiert und verliebt ansehen, sonst kriege ich Herzkrämpfe und bleibe stecken.

Ich rede nämlich nicht aus dem Stegreif, sondern habe eine halbe Stunde meiner abendlichen Körpergymnastik am grünen Tuch geopfert, um in der klösterlichen Einsamkeit der Wallanlagen, wo nur einiges Jungvieh herumstrich, die Worte zu finden, die der hohen Feier, dem Wein und den sonstigen Genüssen entsprechen.

Um allen, die an meinen Lippen hängen — der Ausdruck ist nur bildlich zu nehmen, Fräulein Fahnert — den heutigen Tag tief ins Herz zu prägen, will ich ein leichtfaßliches Gleichnis gebrauchen, das unserm kindlichen Gemüte und dem ländlichen Charakter unseres lieben Kleckerfeld gerecht wird. Unsere Schule möchte ich vergleichen mit einem Erntewagen, der täglich zum Dreschen fährt. Aus diesem Bilde folgt nach den Gesetzen der Landwirtschaft und der Logik, daß der Wagen auch manchmal leeres Stroh geladen hat. Sechs Gäule sind davor gespannt, und der Wagen wird seit fünfundzwanzig Jahren gelenkt von einem, dessen Kutscherjubiläum wir heute feiern. Die Gäule haben gewechselt, vor kurzem ist erst wieder einer eingestellt, dem das Gebiß noch schäumt, der Lenker ist derselbe geblieben. Er weiß sie, die langmähnigen, die kurzgeschorenen und die, die keine Schere mehr nötig haben, mit kundiger Hand zu zügeln. Darum herrscht unter den Gäulen immer die denkbar größte Einigkeit; nie beißt einer um sich, nie schlägt einer über die Stränge, nie wird einer störrisch, nie wiehert einer auf, denn über den Köpfen wedelt die Peitsche. In olympischer Ruhe, nur in Sorge um Stroh und Korn, sitzt der Führer auf dem Bock und leitet sein Sechsergespann, voll Mitgefühl mit denen, die tief unter ihm den Staub des Weges schlucken müssen. Daß es nicht leicht ist, einen Sechserzug zu leiten, weiß jeder Fahrer. Manchmal dämmert es von dieser Schwierigkeit auch in den Köpfen der Gäule. Aber solange sie diesen Lenker auf dem Bock wissen, wollen sie wie junge Füllen ihren Strang ziehen. Möge er noch lange den Führerplatz innehaben; denn je grauer das Haar, je milder die Hand. Obwohl ich die begehrlichen Blicke nach der Krippe sehe, kann ich meine landwirtschaftliche Festrede nicht schließen, ohne meine Gäulekameraden auf die hinzuweisen, die vom Fensterplatz der sicheren Fahrt des Wagens zusieht, die stolz auf den Fahrer ist, die ihm auch wohl hin und wieder Weg und Ziel angibt. Einen anfeuernden Blick erhalten die Gäule, und der ist ihnen mehr wert als der Hafer aus der Stadtkasse.

Wir stoßen an auf eine ruhige Weiterfahrt im Ackerschritt ohne Trab und Galopp, auf eine weitere glückliche Zügelführung des Fahrers und der Fahrerin!"

Frau Körner stieß dankbar mit dem Redner an. Sie wollte es ihm nicht vergessen, daß er in schwungvollen Worten auch ihrer gedacht hatte. Leider konnte sie die Genugtuung nicht voll auskosten; sie mußte in die Küche, um dort nach dem Rechten zu sehen, die Tunke wollte knapp werden.

Busacker sagte: „Wollen wir nicht beschließen, daß die Rede von Herrn Heiden auf Staatskosten gedruckt und an Kleckerfelds Mauerecken öffentlich angeschlagen wird? Wert ist sie es schon." — Laubengrund saß ihm gegenüber. Er hatte ein Glas Wein getrunken und wagte darum einen Scherz. „Ich bin für den Vorschlag, wenn Herr Busacker die Bereitstellung der Staatskosten garantiert." — „Er wird noch!" flüsterte Heiden Fräulein Fahners zu. Er meinte Laubengrund. „Meine Rede hat offenbar seinen Geist befruchtet."

Laubengrund nahm noch einmal das Wort. „Sonst müssen wir es machen wie Herr Busacker und öffentlich zur Bereitstellung der Mittel aufrufen."

„Mensch," rief Heiden, „rühren Sie nicht an ein düsteres Kapitel unserer Schulgeschichte!"

„Das Kapitel hat sich inzwischen schon etwas aufgehellt", sagte Moormann und stellte damit die Lage wieder her.

(Fortsetzung folgt.)

Himmelfahrt.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Etwas Fremdes war zwischen die Schwestern getreten. Werner Lang hatte ihnen ein Buch geliehen, und in dem Buch hatten sie zwischen den Seiten einen Brief gefunden — „Liebste", fing der an und war voll zärtlicher Worte —

„Warum gibst du mir denn nicht den Brief?" fragte Inge, als Dora mit großen Augen die Zeilen las. Fragend und ernst sah die Schwester auf: „Er trägt keinen Namen. Ich wußte nicht, daß du ihn erwartest."

Inge sah der Schwester über die Schulter. Dann sagte sie leise, mit einem nicht versteckbaren Unterton von Bitterkeit: „Vielleicht ist der Brief auch für dich. Mich hat er noch nie seine Liebste genannt."

Das war das erste Mal, daß die Schwestern etwas mit Worten andeuteten, was schon lange Unruhe in ihr Haus getragen hatte. Zu Ostern war Werner Lang in ihr Dorf gekommen und hatte in ihrem Pensionshäuschen übernachtet. Er schaute sich um, die Gegend gefiel ihm, hier gab es viel zu malen, und kurz entschlossen hatte er gefragt, ob er nicht für ein paar Wochen bleiben dürfe. Die Wirtin und ihre beiden Töchter hatten gern „ja" zu dem frühen Sommergast gesagt. Die Mädchen freuten sich der Abwechselung nach der Eintönigkeit des langen Winters und hatten immer Zeit, mit dem Fremden Spaziergänge zu unternehmen, Bootsfahrten auf dem See, oder abends mit ihm zu plaudern und sich von ihm Wunderdinge über fremde Städte und Länder erzählen zu lassen. Der Maler genoß diese Freundlichkeit, wie man den Frühlingswind genießt, der uns unversehens Blüten auf den Hut streut . . .

Inge, die Jüngere, wußte immer neue Wege ausfindig zu machen; oder sie begegnete dem Maler wie zufällig, wenn er in den Nachmittagsstunden allein über die Hügel schlenderte. Dann blieben sie zusammen. Aber Lang entgingen nicht die fragenden und verschleierten Blicke, mit denen Dora den Heimkehrenden entgegen sah. Einmal fand er Blumen in seinem Zimmer, und fast gedankenlos dankte er der kleinen Inge dafür. Da sah er, wie Tränen in Doras Augen traten. Das weckte seine Gedanken auf —

Für den Himmelfahrtstag hatten sie eine Fahrt auf einem der kleinen Dampfer verabredet, welche die Seen der Landschaft erschlossen. Aber der Tag begann nicht froh. Es tat den Schwestern weh, argwöhnisch gegeneinander zu sein. Nichts hatte es bisher gegeben, was sie nicht gemeinsam erlebten. Nun fühlten sie eine Kluft, eine Befangenheit, die sie nicht überwinden konnten. Denn wie gern sie Werner Lang hatten, fühlte jede jetzt erst deutlich in dem furchtsamen Ahnen, daß es der anderen Schwester geradeso erging. Und das machte sie stumm und verlegen.

Sie saßen am Heck des Dampfers. Auch der Maler war schweigsam. Zärtlich und dankbar betrachtete er die beiden jungen Gestalten in ihren frühlingshellen Kleidern und dachte an die frohen, unbeschwerten Wochen, die er mit ihnen verlebt hatte. Gewiß war er verliebt in die kleine Inge und hatte ihr auch einmal halb im Scherz einen Brief geschrieben — aber weh tun sollte das niemand. Er hatte nicht geahnt, daß Liebe da aufblühen konnte, wo nur Sorglosigkeit gesät war, und es quälte ihn, daß diese Frühlingstage mit Unfrieden zwischen zwei jungen Mädchen enden sollten, deren Liebe er nicht gewollt hatte und nicht nehmen durfte. Und mitten hinein in das spärlich fließende Gespräch sagte er: „Morgen bin ich nicht mehr hier —"

Die Mädchen hielten den Atem an, so erschrocken waren sie. Jäh entstand in beiden der Wunsch, daß etwas sich jetzt entscheiden und ein erklärendes Wort jetzt Glück oder Weh bringen müsse —

Instinktmäßig gab Dora dem Maler sein Buch zurück, das sie bei sich trug, und sagte leise: „Ihr Brief liegt noch darin. Wir konnten nicht wissen, für wen er bestimmt war."

Nachdenklich blätterte Werner Lang zwischen den Seiten. Dann nahm er den Brief und sagte ruhig: „Ich dachte schon, ich hätte ihn verloren. Ich hatte ihn an meine Braut geschrieben, die sich jetzt im Süden erholt. Im Sommer ist sie vielleicht gesund und kommt zurück . . ."

Er stand auf und ging nach vorn, als müsse er mit dem Kapitän etwas besprechen. Als er nach einer Viertelstunde zurückblickte, sah er die beiden Schwestern mit verschlungenen Händen sitzen, Frieden und Versöhnung in ihren Augen. Und unwillkürlich dachte er daran, daß heute Himmelfahrtstag war und daß der bedeutet, nicht nach seinen eigenen Wünschen leben zu wollen, sondern selbst zu gehen, wenn man anderen damit Befreiung und Frieden geben kann.

An der nächsten Landungsstelle stieg er unbemerkt aus. Hinter Bäumen versteckt stand er lange am Ufer, blickte dem Dampfer nach und sah die Sonne flimmern auf den hellen Kleidern der aneinander geschmiegten Mädchen.

Ein fürchterlicher Himmelfahrtstag im alten Hamburg.

Der Himmelfahrtstag des Jahres 1842 ist in der Geschichte der alten Hansastadt Hamburg der fürchterlichste Tag gewesen. Dieser Tag, ein etwas windiger, aber sonst schöner Maientag, war zu einem Festtage ausersehen; denn an diesem Tage sollte die erste Eisenbahn an der deutschen Wasserkante eingeweiht werden, die Bahn Hamburg—Bergedorf. Während die Hamburger Senatoren noch über die Ansprachen nachdenken mochten, die bei dieser Gelegenheit gehalten werden sollten, brach in der Deichstraße Feuer aus, das in den dortigen Speichern für Holz, Sprit, Öl usw. reiche Nahrung fand. In großen Scharen waren die Hamburger am frühen Morgen hinausgewandert, um draußen, an der Eisenbahnlinie, das Dampfroß zum ersten Male an sich vorüberziehen zu lassen. Als über Hamburg gewaltige Rauchsäulen aufstiegen, strömte alles wieder der Stadt zu. Hier hatte sich inzwischen das Feuer so ausgebreitet, daß für ganze Stadtviertel keine Rettung mehr möglich war. Ein frischer Wind begünstigte die Ausbreitung des Feuers. Je nach der wechselnden Windrichtung, warfen sich die Flammen bald nach dieser, bald nach jener Richtung. Funkengarben flogen über die Dächer hin, und richteten, trotz angestrengtester Tätigkeit der Feuerwehr und des Militärs, immer wieder neues Unheil an. Ganze Häuserviertel wurden von Kanonieren gesprengt; aber trotzdem fraß das Feuer weiter. Endlich, nach drei Tagen, hatte es seine größte Gefährlichkeit verloren, vor allem, als die Flammen, infolge einer veränderten Windrichtung, in das Wasser gejagt wurden. Aber noch nach einer Woche mußte die Feuerwehr an verschiedenen Stellen Brände löschen. Einige der ältesten Kirchen, Rathaus, Börse, die Bank, das Zuchthaus und noch andere öffentliche Gebäude wurden eingeäschert, mehr als 20000 Personen hatten ihre Wohnungen verloren und waren obdachlos geworden. Der unmittelbare Schaden wurde auf 45 Millionen Taler eingeschätzt, nach damaligen Verhältnissen eine ganz gewaltige Summe. Jahrzehntelang wurde in Hamburg von diesem fürchterlichen Himmelfahrtstage gesprochen und noch heute gibt es Hamburger, die jedesmal an diesem Tage Geschichten über den großen Brand erzählen, die sie von Eltern und Großeltern gehört haben.

Dorles Himmelfahrt.

Von Fritz Kaiser.

Es stand schlimm mit der kleinen Dora, sehr schlimm! Der Arzt hatte es der Mutter zwar nicht gesagt, aus feiner Rücksicht, aber in seinen mitfühlenden Augen hatte sie es gelesen. Auch das Lächeln des Kindes hatte so gar nichts Irdisches mehr. Wie eine himmlische Verklärung lag's auf dem bleichen Gesichtchen, um das sich die blonden Locken kräuselten und bauschten, wie kleine, hüpfende Wellen flüssigen Goldes.

„Goldelschen" hatten sie sie immer geheißen, ging es der Mutter durch den Sinn, und durch ihren Körper lief ein wehes Schluchzen. Weinen durfte sie ja nicht, wie nah ihr auch die Tränen waren. Sie mußte stark sein um des Kindes willen, das in den paar kurzen Jahren immer nur Sonnenschein im Mutterauge gesehen hatte. Den sollte sie ungetrübt mitnehmen. Nachher konnte das Mutterherz weinen, wenn die stillen Wochen und Monate kamen, in denen sie einsam war.

Das Kind lag meistens still und unbeweglich. Wie tot. Nur aus den großen, weiten Augen blühte noch das feine, zarte Leben. Wie eine blaue Märchenblume! — Der wunde Blick der Mutter strich darum wie ein stilles, inbrünstiges Gebet. Auf den kleinen Lippen lag ein Reif, den das feine, helle Kinderstimmchen fürchtete. Darum klang es so selten. Denn früher war dort ein leuchtendes, heißes Blühen gewesen, als hätte roter Klee dicht beieinander gestanden. Von dem schönen Purpur war dabei immer etwas in das Stimmchen gekommen und hatte ihm so viel sprühendes Feuer gegeben! Und die Augen der Menschen blitzten auf, die den flinken Wörtlein begegneten.

Das Herz der Mutter blutete, wenn sie daran dachte. Das sollte nun alles vorbei sein? — —

Jetzt bewegte sich das halb erloschene Mündchen. Ein paar Worte schlichen fröstelnd über die Lippen:

„Mutti, möcht' Blümchen haben, Blümchen!"

Und nun die Worte im Raume schwangen, froren sie nicht mehr, sondern hüpften und sprangen, wie ausgelassene Kinderfüßchen auf die Frühlingswiese.

Und in der Mutterseele klangen sie jetzt wie feine Glöckchen. So mußten die Glockenblumen am Waldes-

kaum wohl läuten bei Mondschein in seligen, weichen Sommernächten!

Die Mutter schickte fort und ließ Blumen holen, ganz feine, zarte Wiesenblumen — Sterne und Glöckchen und Herzen — weiße und blaue und rote. Eine ganze Schürze voll.

Und nun lagen sie auf der weißen Bettdecke, die kleinen, feinen Blumenkinder, unter den blauen Augen ihrer aller Freundin. Und es war, als ob sie lächelten in schöner Freude, Goldelschen wiederzusehen nach so vielen Wochen. Aus jedem Blütenköpfchen glitt ein Stück hineingefallener blauer Frühlingshimmel und wurde von Dorchens Augen aufgesogen. So kam es, daß deren Bläue sich immer mehr verschönte, je länger sie die Blumen betrachtete — die Sternchen und die Glöckchen und die Herzchen, die weißen und die blauen und die roten!

Die Kinderfinger griffen zart hinein in die bunte Fülle und steckten ein paar Blüten in die goldenen Haarlöckchen, daß jene meinten, sie wären in lauter Sonnenschein getaucht.

Dann drehte die kleine Dora müde ihr Köpfchen der Mutter zu und lispelte:

„Schöne Blümchen — feine Blümchen — —"

Das Kind lächelte verklärt — überirdisch schön, und in den Augen stand ein großes Sinnen, als gingen die Gedanken des Seelchens weit, weit von ihm weg, in ein schönes Märchenland. Und je weiter sie sich entfernten, um so göttlicher erschien das zarte Gesichtchen.

Die Mutter saß mit gefalteten Händen. Sie bezwang zum tausendsten Male ihr aufschreiendes Herz und rang sich durch zu der heldischen Größe, ihr Kind zu geleiten Schritt für Schritt den Weg ins unbekannte Land. Und wie bei dem Kinde der vorausgeschickte Himmelsglanz, ging von dieser ragenden Majestät von Mutter ein heiliges Leuchten aus, in dem das Seelchen friedlich und ungestört sich aus dem Leben schlich. Blumengeschmückt und lächelnd stand es im Himmelstor. — —

Draußen aber weinte still seine Mutter, auf deren Lippen sein Lebensodem warmhauchend verblüht, wie das frühvollendete Schicksal eines zarten, feinen Blumenkindes.

Alter Mann im Frühlingsgarten.

Wie still die Sonne ist, wie warm die Luft.
Sie kann sich nirgends noch im Schatten kühlen.
Solang kein Wind kommt, sitz' ich hier im Duft
besonnter Scholle, will den Frühling fühlen.

Die Ästchen meiner Büsche knospen all
ganz zart, daß grüne Sternchen mich umgittern.
Licht scheint hindurch. Sein schattenloser Fall
läßt ihr Gewebe kaum den Boden überzittern.

Mein Schatten nur ist hart und schwer darin
und überdeckt die kleinen Krokusblüten
als eine Wolke. — Wie ich müde bin
vom Gehn im Licht und stillen Gartenhüten.

Wilhelm von Scholz.

Eine peinliche Erfindung.

Groteske von Paul Stegemann.

Ich habe mancherlei nützliche Dinge auf der Schule und später gelernt. Aber keine Elektrizität. Das hat sich bitter gerächt. Denn wie man weiß, kultivierte ich eine ganze Fasanerie kariöser Zähne. Mal rechts, mal links, mal oben, mal unten — immer ist bei mir was los, immer ziept es und peinigt es mich.

Ich bin ein fanatischer Anhänger der Zahnheilkunde. Aber ich mache selten Gebrauch davon. Ich bin von Natur passiv. Und kann keinen Arzt leiden. — Der Zahn indessen kaut solange, bis er bricht. Das war der Grund, weshalb ich mir in der Inflation eine Goldplombe rechts oben installieren ließ.

Vor drei Wochen pflanzte der gute Onkel Doktor dicht daneben eine neue Plombe. Diesmal aus Kupfer.

Und nun waltete des Schicksals Finger. Langsam und risikolos schob er die beiden Metalle aneinander. Wahrscheinlich wäre noch alles gut gegangen. Aber im augenblicklichen Moment, als des Schicksals Finger siegreich arbeitete, stand ich gerade vor einem herrlichen Delikatessenladen. Ein Paradies. Da lagen die rosanen Schinken, die getrüffelten Würste, der vollfette Spargel . . . Das Wasser lief mir im Munde zusammen, und zwei Sekunden später rotierte ich um den eigenen Flettner.

Ich hatte zwei Metalle, Gold und Kupfer, dicht nebeneinander, dazu der Speichel, der ja kein Wasser, sondern sowas ähnliches wie eine Säure ist . . . Und die elektrische Batterie war fertig.

Trotz großer Schmerzen klemmte ich eine kleine Birne an den Oberkiefer. Und siehe da, sie flammte auf! Für Sekunden.

Mit ein bißchen Training, mit ein bißchen mehr Ausdauer, mit ein bißchen Stoizismus wäre ich heute eine große Nummer bei Peter Sachse im Kabarett und führe im eigenen Horch-Achtzylinder elegant über den Kurfürstendamm. Aber es ging nicht. Auch Reichtum macht nicht glücklich. Und Zahnschmerzen schon lange nicht. Weshalb ich wiederum in den unsympathischen Stuhl des Dentisten kletterte.

Der liebe Mensch sah den Fall für hoffnungslos an, griff arglistig hinter sich und narkotisierte mich plötzlich hinreichend mit einem zierlichen Holzhammer.

Das hat auch seine Schattenseiten. Denn als ich endlich erwachte, war ich nicht nur meine beiden herrlichen elektrischen Backenzähne los, ich hatte auch die Orientierung über Zeit und Gegenstände verloren. Mir war ein Bart entsprossen. Ein schöner Bart. Hellgelbblond.

Aber das war Schwindel, denn ich schaute kurz nach dem Erwachen anstatt in einen Handspiegel in eine Haarbürste.

Dann sprang ich aus dem Fenster. Aus der dritten Etage. Mir war schon alles gleichgültig . . .

Bunte Chronik

* **Schönheit im Papiergeld.** Man hat große Männer und Frauen geehrt, indem man ihre Köpfe auf Briefmarken „verewigte". Mussolini will noch einen Schritt weiter gehen: er will nach der Stabilisierung der italienischen Lira auch das italienische Papiergeld klassisch-schön gestalten. Man kann nun nicht behaupten, daß Gelehrte, Dichter, Staatsmänner immer klassisch-schöne Profile besitzen. Deshalb hat sich Mussolini dafür entschieden, das italienische Papiergeld mit dem Kopf derjenigen Itlienerin zu schmücken, die durch Wettbewerb als Schönste im Lande anerkannt wurde. Die Wahl fiel auf Signorina Piccola. Sollte Mussolini seine Absicht verwirklichen — wer hindert ihn daran? —, so wird bald jeder italienische Untertan das Konterfei von Signorina Hilda Piccola auf der Brust tragen, und man wird seinen Wunsch begreiflich finden, wenn er möglichst viele dieser wertvollen Porträts sein eigen nennen möchte.

*

* **Schlangen zur Hausbewachung.** Ein Südafrikaner besuchte kürzlich Westaustralien. In einer einsamen Farm wurde er freundlich aufgenommen und gebeten, die Nacht dort zu verbringen. Nach dem Abendessen wies ihm der Farmer sein Zimmer an, bückte sich unter das Bett und lockte eine ausgewachsene boa constrictor hervor. Das Tier war vollkommen zutraulich, und der Gastgeber erklärte dem Afrikaner, er habe sich die Boa und eine Anzahl anderer Schlangen gezähmt, um sie an Stelle von Wachthunden zu verwenden. Seitdem in der Gegend bekannt sei, daß Dutzende von Schlangen seine Farm beschützten, habe er endlich Ruhe vor Einbrechern. Dem Gast war die unheimliche Nachbarschaft nicht gerade angenehm; nachdem er aber der Boa gewissermaßen als Familienangehöriger vorgestellt worden war, ringelte sich die Schlange unter seinem Bett wieder friedlich zusammen und ließ ihn unbehelligt. Am anderen Morgen sah der Afrikaner die „Wachthunde" des Farmers um den Hof herum in der Sonne liegen.

*

* **Sonnenschirm-Enten.** - Mit diesem sonderbaren Namen bezeichnet man einige in Nordamerika einheimische wildlebende Enten-Arten und zwar wegen einer ganz charakteristischen Gewohnheit, die man bei ihnen beobachtet hat. Diese Enten sind sehr gewandte und eifrige Nestbauer, und alljährlich, wenn sich im Frühling die Pärchen zusammenfinden, wird ein neues Nest gebaut. Zur Herstellung des Nestes bedienen sie sich außer etwas Reisig fast ausschließlich großer starker Blätter, die sie in Stücke zerteilen und dann sehr geschickt aneinanderfügen. Wenn die Enten die Blätter aber nun herbeiholen, so ist es ein ganz besonders komischer Anblick, denn sie tragen die Blätter an ihren langen Stielen gerade so, als ob sie einen Sonnenschirm über sich hielten. Aus diesem Grunde hat man den Enten den Necknamen „Sonnenschirmenten" gegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.